

Die Zukunft der Geschichte

Von Alfred Haverkamp

»Die Zukunft der Geschichte« ist ein doppeldeutiges Thema, denn es ist unklar, was unter »Geschichte« eigentlich verstanden werden soll. Ist damit die Geschichte im Sinne der »res gestae« – des vergangenen Geschehens – gemeint, oder wird damit die Wissenschaft von der Geschichte, die Historie, angesprochen? Wozu diese Doppeldeutigkeit in der Thematik? Die Antwort auf diese Frage drängt sich auf: Die Zukunft der Geschichtswissenschaft in unserer Gesellschaft hängt nicht zuletzt davon ab, in welchem Maße die Vergangenheit in unsere Zukunft hineinwirkt, wieweit also der Augenblick der Gegenwart die Vergangenheit mit der Zukunft zu verbinden vermag, und in welcher Weise die Menschen bereit und gewillt sind, das Vergangene in ihren Zielvorstellungen für die Zukunft zu akzeptieren oder zu negieren. Es handelt sich also um zwei, wenigstens theoretisch zu unterscheidende Faktoren, die die künftige Rolle der Geschichtswissenschaft in der Gesellschaft beeinflussen: um die objektiv gegebene, vom Willen der Menschen unabhängige Weiterwirkung der in der Vergangenheit geschaffenen Lebensverhältnisse einerseits und um den Willen der handelnden Menschen, die ihnen vorgegebenen Verhältnisse hinzunehmen oder sie mehr oder weniger weitgehend zu verändern andererseits. Diese Faktoren werden uns im folgenden näher zu beschäftigen haben. Sie reichen freilich nicht hin, um den Bedingungs Zusammenhang für die gegenwärtige, zweifellos krisenhafte Situation der Geschichtswissenschaft in unserer Gesellschaft und ihre Zukunftsaussichten zu erfassen: Die Historiker beschäftigen sich zwar mit dem vergangenen Geschehen, sie haben aber schon immer versucht, diese Vergangenheit ihrer jeweiligen Gegenwart zu vermitteln. Diese Mittlerrolle des Historikers der die Vergangenheit ja nicht wiederherstellt, sondern unter diesem oder jenem Aspekt einsichtig macht, ist eine Aktivität, die über die objektive Weiterwirkung der Vergangenheit in Gegenwart und Zukunft hinausgeht. Die Art und Weise dieser Vermittlung ist daher ebenfalls zu berücksichtigen.

Wenden wir uns also zunächst der Frage zu, welche Funktion das vergangene Geschehen noch in unserer Gegenwart besitzt und voraussichtlich künftig einnehmen wird. Es ist eine unverkennbare, im einzelnen freilich nur durch den Historiker nachweisbare Tatsache, daß sich im Verlaufe der letzten hundertfünfzig Jahre und verstärkt in den letzten Jahrzehnten die zivilisatorisch-technischen Gegebenheiten in einem Maße wie nie zuvor geändert haben. Mit der rapiden Weiterentwicklung der Technik und der weiter-

hin steigenden Möglichkeiten, die Zukunft in einzelnen Lebensbereichen – so vor allem in der Technologie und auch in der Ökonomie – in freilich noch immer beschränktem Umfang zu planen, wächst also in dieser Hinsicht der Abstand zwischen der Vergangenheit, in der diese Instrumentarien und Fähigkeiten noch nicht gegeben waren, und der Gegenwart in einem weitaus schnelleren Tempo als in früheren Zeiten. Die vor diesem Zeitabschnitt, insbesondere vor der Industrialisierung, liegenden Geschichtsepochen könnten deshalb unter diesem Aspekt als nicht mehr gegenwarts- und zukunftsbestimmend ausgeschieden und höchstens noch als andersartige, fremdartige Vorgeschichte erscheinen. Es fehlt nicht an Stimmen, die in diesem Sachverhalt einen objektiven Grund für die mindere Bedeutung der Geschichtswissenschaft, soweit sie mehr als Zeitgeschichte sein will, in unserer Zeit und für die Zukunft erkennen wollen. Dies träfe jedoch nur dann zu, wenn die der Veränderung in besonders intensiver Weise unterworfenen und heute zugleich planbaren Teilbereiche die Grundgegebenheiten des Menschen und der gesellschaftlichen Lebensformen entscheidend umgestaltet hätten – eine Prämisse, die mit guten Gründen bezweifelt werden kann. So haben sich zwar die Formen der Kriegsführung und auch der Friedensregelungen seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wesentlich verändert, Krieg und Frieden blieben aber für das Schicksal der Menschen wie eh und je bestimmend. Wie in den mittelalterlichen Jahrhunderten die Juden im christlichen Abendland als religiöse Minderheit oft diffamiert und sogar grausam verfolgt wurden, so führt der nun rassistisch begründete Judenhaß in Deutschland noch vor wenigen Jahrzehnten – unter Ausnutzung der neuen technischen Möglichkeiten in einem bürokratisch durchorganisierten Verfahren – zum grausamsten Pogrom in der langen Leidensgeschichte der europäischen Juden. Die technischen und zivilisatorischen Veränderungen der neuesten Zeit erweisen sich also im weiteren historischen Blickfeld vielfach gleichsam nur als Kulissen, die zwar die Handlung beeinflussen, aber nicht die Charaktere der handelnden Personen grundlegend umformen können. Dennoch bleibt die Tatsache bestehen, daß die Veränderungen und die Veränderbarkeit der äußeren Lebensumstände den Blick für die Kontinuität im Wandel der Geschichte verstellen können und es größerer Anstrengungen bedarf, das allgemeine Bewußtsein für solche tieferliegenden historischen Zusammenhänge zu wecken. Dadurch wird die Aufgabe des Historikers erschwert, jedoch zugleich ihre Funktion in unserer Gesellschaft erhöht.

Wie bereits angedeutet, ist die Intensität des Einflusses der Vergangenheit auf unsere Gegenwart und Zukunft nicht allein von dem Eigengewicht der historischen Vorgegebenheiten abhängig, sondern auch von der Intention der handelnden Menschen, diese geschichtlich vorgeprägten Verhältnisse zu akzeptieren oder zu negieren. Ist der Wille zur Veränderung so mächtig, daß zwischen der jeweiligen Gegenwart und der angestrebten Gestaltungs-

form der Zukunft ein offener Bruch sein soll, dann entsteht in den Köpfen der so Handelnden fast zwangsläufig eine ablehnende Gleichgültigkeit gegenüber der Vergangenheit. Sie sind zwar oft noch bereit, die Gegenwart zu analysieren, um daraus möglichst konkrete, zugleich leicht einsichtige Anweisungen für ihre auf grundlegende Veränderung abzielenden Aktionen zu gewinnen, sofern sie nicht auch noch darauf verzichten und nur noch agitieren. Bei einer derartigen Intention wird aber jedenfalls die Bereitschaft zurückgedrängt, sich intensiver mit jener Vergangenheit zu befassen, die von diesem besonderen Aspekt aus nicht als unmittelbar praxisbezogen, das heißt handlungsorientierend erscheint. Das Studium der Vergangenheit wird also mehr oder weniger einem engen Theorie-Praxis-Bezug untergeordnet, und aus demselben Grunde erscheint die Vergangenheit zumeist um so weniger wichtig, je länger sie – rein chronologisch gesehen – zurückliegt. Es ist nur eine Spielart einer solchen Einstellung, wenn aus älteren Zeitstufen einzelne Fakten zur exemplarischen Verwendung innerhalb der vorgegebenen, absolut gesetzten Handlungsintention herangezogen werden. Der gegenwärtige Standort wird in diesem wie in jenem Falle zum alleingültigen Selektionskriterium der Vergangenheit wie auch zum allein maßgebenden Gestaltungsprinzip der Zukunft.

Es wäre höchst einseitig, ein derartig enges Theorie-Praxis-Verhältnis nur bei den Vertretern der »Neuen Linken« oder den extremen utopischen Weltenerneuerern zu konstatieren. Diese Beziehung zur Vergangenheit ist grundsätzlich auch dort vorherrschend, wo nur direkt verwertbare, möglichst ökonomisch meßbare Leistung honoriert wird, die unter Beibehaltung des gesamtgesellschaftlichen Status-quo Produktivität garantieren soll. Innerhalb dieser politischen Richtung erfreuen sich jene Sozialwissenschaften, die aus ihrer Analyse der Gegenwart möglichst pragmatische Handlungsanweisungen ableiten – und seien diese auch noch so kurzfristig – einer größeren Relevanz als die Geschichtswissenschaft. Diesen Trend der modernen, auf ihre Selbsterhaltung zielende Industriegesellschaft spricht Theodor W. Adorno insgesamt zutreffend an, wenn er formuliert: »Ökonomen und Soziologen wie Werner Sombart und Max Weber haben das Prinzip des Traditionalismus den feudalen Gesellschaftsformen zugeordnet und das der Rationalität den bürgerlichen. Das sagt aber nicht weniger, als daß Erinnerung, Zeit, Gedächtnis von der fortschreitenden bürgerlichen Gesellschaft selber als eine Art irrationaler Rest liquidiert wird . . .«.

Diese Aussage trifft freilich nicht nur für die »bürgerlichen«, sondern ebenso für die kommunistischen Staats- und Gesellschaftsformen zu, wie u. a. der Fall Solschenizyn in den letzten Monaten nochmals exemplarisch verdeutlicht hat. Hier wie dort mag die bewußte oder unbewußte Befürchtung mancher politischer oder bürokratischer Köpfe hinzukommen, daß – mit

den Worten Herbert Marcuses – »die Erinnerung an die Vergangenheit gefährliche Einsichten aufkommen lassen kann«.

So setzen sowohl die auf radikale Veränderungen abzielenden politischen Kräfte wie auch die Interessenträger der auf Pragmatismus, Operationalität und ökonomische Produktivität ausgerichteten Gesellschaften die Historiker – und unter ihnen besonders jene, die sich mit einer weiter zurückliegenden Vergangenheit befassen – dem Zwang der öffentlichen Meinung aus, die Relevanz ihrer Tätigkeit innerhalb des engen, so oder so motivierten Theorie-Praxis-Bezugs nachzuweisen. Die vorgegebenen, auf eine bestimmte politische Intention fixierten Wertmaßstäbe werden jedoch notwendigerweise der eigentlichen Leistungsfähigkeit der Geschichtswissenschaft nicht gerecht, wie noch zu verdeutlichen sein wird. Daher steht die Historie nicht zufällig im heutigen Unterrichtswesen in der sich verschärfenden Konkurrenz zu einem neuen Fach, das die politische Bildung unmittelbar thematisiert.

So blieben für die Zukunft der Historie in Wissenschaft, Unterricht und in der weiteren Öffentlichkeit nur noch vage Hoffnungen, die je nach der politischen Orientierung variabel sein könnten: Etwa die Hoffnung, daß mit dem Abflauen der revolutionären Tendenzen in der Bundesrepublik zugleich auch die Krise der Geschichtswissenschaft aufgehoben wäre. Andere mögen darauf ihren Optimismus gründen, daß die vornehmlich auf wirtschaftliches Wachstum ausgerichtete Industriegesellschaft noch stärker, als dies sich schon ohnehin in den letzten Jahren abzeichnet, an die Grenzen der eigenen Progression stößt und somit wieder andere Wertmaßstäbe freisetzt, die bisher verschüttet waren oder bewußt verdrängt worden sind – wie das Spielerische, Ästhetische und sonstige vordergründig weniger nützliche Bereiche des menschlichen Tuns und Denkens.

Diese Hoffnungen mögen in vieler Hinsicht berechtigt sein, weil sie sich auf erkennbare Trends innerhalb der jetzigen Situation abstützen können. Sie werden jedoch meines Erachtens zur Illusion, wenn von der weiteren Durchsetzung dieser Tendenzen allein das Ende der gegenwärtigen Krise erwartet wird. Illusionär schon deshalb, weil die vorhin angedeuteten ahistorischen bzw. antihistorischen Trends nicht von heute auf morgen aus unserer Gesellschaft verschwinden, sondern voraussichtlich noch längere Zeit – wenn auch möglicherweise in geringerer Intensität – wirksam bleiben werden.

Tatsächlich ist die vielbeschriebene Krise der Geschichtswissenschaft durch das Aufzeigen eines derartigen Konnexes zwischen der Historie und den hauptsächlich politischen Trends in der gegenwärtigen Situation der Bundesrepublik und vergleichbarer anderer Industriegesellschaften nicht hinreichend erklärt, noch sind so die Chancen der Historie in der Zukunft deutlich genug umrissen. Es ist nunmehr die aktive Rolle der Geschichtswissenschaft innerhalb der gesellschaftlichen Gegebenheiten zu skizzieren und damit ihre Leistungsfähigkeit anzudeuten. Fragen wir zunächst, ob und in welcher

Weise die Geschichtswissenschaft selbst ihre gegenwärtige Situation beeinflusst hat.

Dabei ist von der Tatsache auszugehen, daß die deutsche Historiographie des neunzehnten Jahrhunderts und noch lange im zwanzigsten Jahrhundert den Schwerpunkt ihres Objektbereichs in der Bildung des neuzeitlichen Staates und darüber hinaus noch allgemein in der Entstehung der Nationen gesehen hat. Sie befaßte sich daher weitgehend, wenn auch nicht ausschließlich, mit den Machtkonzentrationen und -auseinandersetzungen und mit der Geschichte jener Personen und Dynastien, die diese Vorgänge mindestens vordergründig ausgelöst und gesteuert haben. Diese Schwerpunktbildung war die Konsequenz der politischen Geschichte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts. Andere Fragestellungen und Methoden, die vor allem in den Bereichen der alten und mittelalterlichen Geschichte schon am Ende des neunzehnten Jahrhunderts hervortraten, konnten sich daher nicht durchsetzen. Hingewiesen sei besonders auf die kräftigen Ansätze zu einer sozialgeschichtlichen Betrachtungsweise, die sich am klarsten bei Karl Lamprecht zeigen. Seine Forderungen an die Geschichtswissenschaft, denen er selbst in seinen zahlreichen Arbeiten gerecht zu werden versuchte, zielten auf die Suche nach überindividuellen Gesetzmäßigkeiten, ohne die Geschichte darauf reduzieren zu wollen, und auf die stärkere Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse auch der Mittel- und Unterschichten, ohne die weiteren Aspekte zu vernachlässigen. Die von Lamprecht an führender Stelle vertretene sozialwissenschaftliche Ausformung der Geschichtswissenschaft wurde jedoch im weiteren Verlauf der neunziger Jahre und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts im sogenannten »Methodenstreit« auf das schärfste bekämpft. In diesem weniger sachlich und methodologisch als politisch bestimmten Streit gewann die nationalstaatlich-politisch und auch ideengeschichtlich ausgerichtete Geschichtswissenschaft in Deutschland wieder die Oberhand, während Karl Lamprecht im benachbarten Frankreich kurze Zeit später zu den geistigen Vätern der heute noch führenden sozial- und strukturgeschichtlich orientierten Historikerschule gehörte. Lamprechts Ziel, von dem er selbst sagt, es sei »leicht aufzustellen, schwer zu erreichen«, wurde von diesen Historikern unter kritischer Annäherung an die Sozialwissenschaften und in intensiver theoretisch-philosophischer Diskussion weiterverfolgt, ohne daß dies von der deutschen Geschichtsforschung vor der Mitte der fünfziger Jahre näher zur Kenntnis genommen wurde.

Tatsächlich waren die politischen Verhältnisse in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg und besonders während der nationalsozialistischen Herrschaft wenig dazu geeignet, eine grundsätzliche Öffnung der Historie zu sozialwissenschaftlichen Fragestellungen und Methoden zu fördern, obwohl gewisse Ansätze in dieser Hinsicht auch in den zwanziger Jahren festzustellen sind. Dies änderte sich zunächst auch noch nicht grundlegend in den ersten

Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Neuansätze beschränkten sich zunächst noch auf Teilgebiete der Historie, so insbesondere auf die mittelalterliche Geschichte. In ihr spielt seit dem Anfang der fünfziger Jahre die landesgeschichtliche Methode, die auf eine Integration der verschiedenen Lebensbereiche innerhalb einer bestimmten historischen Landschaft abzielt, eine hervorragende Rolle und drängt damit zugleich die Ideen- und Geistesgeschichte stärker in den Hintergrund. Damit verbunden ist eine Intensivierung der mittelalterlichen Stadtgeschichtsforschung, mit der zunehmend auch die breite soziale Gliederung der Stadtbewohner berücksichtigt wird.

Erst im Verlauf der weiteren fünfziger Jahre trat eine bewußte theoretische und methodische Reflexion über den Gegenstandsbereich der Geschichtswissenschaft deutlicher hervor. Diese Neuorientierung vollzieht sich unter dem Schlagwort der »Sozial-« oder auch »Gesellschaftsgeschichte« und wird vor allem von Karl Bosl, Otto Brunner, Werner Conze und nicht zuletzt Theodor Schieder begründet und innerhalb ihrer Schulen gefördert. Sie ist vor allem durch eine Ausweitung des Forschungsbereichs auf das gesamte, vom Menschen verursachte Geschehen gekennzeichnet und versucht allgemein, nach den Bedingungen zu fragen, durch welche das Handeln der Menschen als Individuen und Gruppen bestimmt ist, was die Einbeziehung aller Schichten, Klassen oder Stände in die historische Betrachtungsweise impliziert. Zugleich zielt sie notwendigerweise auf eine Integration der traditionellen historischen Einzeldisziplinen, auf die freilich auch künftig schon aus arbeitsökonomischen Gründen nicht verzichtet werden kann.

Die angedeutete Umorientierung der deutschen Geschichtswissenschaft, die so auch in engere Beziehungen zur strukturalistischen Betrachtungsweise trat, fand jedoch fast unbemerkt von der öffentlichen Meinung statt und wirkte sich auch auf die Schulpraxis kaum aus. Diese Tatsache hat zur öffentlichen Krise der Geschichtswissenschaft seit der Mitte der fünfziger Jahre wesentlich beigetragen, als die vorwiegend auf wirtschaftliches Wachstum ausgerichtete Leistungsgesellschaft mit ihren entsprechenden Ansprüchen und Wertsetzungen voll und eigentlich unangefochten etabliert war. Die Krise verstärkte sich weiterhin seit der Mitte der sechziger Jahre, als besonders mit der wirtschaftlichen Rezession der politische Wille zur permanenten Reform und auch revolutionäre Tendenzen offen hervortraten. Die Geschichtswissenschaft geriet nun gleichsam zwischen die Stühle. Ein weiterer Faktor kam hinzu, der jedoch nur eine Konsequenz des vornehmlichen Gegenstands und der vorzugsweise behandelten Fragestellungen der traditionellen Geschichtswissenschaft ist:

Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und des Hitler-Regimes zerbrach endgültig der schon vorher pervertierte Nationalstaat, der jahrzehntlang der wichtigste Forschungsgegenstand der deutschen Geschichtswissenschaft gewesen war. Zugleich hatte schon der NS-Staat einen tiefgehenden Um-

bruch des Gesellschaftsgefüges herbeigeführt und damit auch die alten politischen und sozialen Führungsschichten weitgehend beseitigt. Trotz unverkennbarer Bemühungen, politisch wieder an die Weimarer Politik anzuknüpfen, war doch in der Mentalität der meisten Deutschen ein spürbarer Kontinuitätsbruch geschehen, der sich in einem mehr oder weniger ausgeprägten Desinteresse an der traditionellen Geschichtsauffassung auswirkte.

Die Nachkriegsgeneration, die sich politisch erstmals in den sechziger Jahren artikulierte, konnte den mißbrauchten Begriffen wie Nation und Staat noch weniger Verständnis abgewinnen. In ihrem teils utopischen Bemühen um eine grundlegende Veränderung der vorgefundenen Gesellschaft fand sie an der Historie, wie sie sich im öffentlichen Bewußtsein und auch vielfach noch in der Lehrpraxis der Universitäten und Schulen traditionell darstellte, kaum weiterführende Anknüpfungspunkte. Vielmehr wurde die Historie von dieser Seite zumeist pauschal dem Verdacht ausgesetzt, einseitig konservierend, wenn nicht reaktionär zu sein.

Die neuorientierte Geschichtswissenschaft im Sinne der Sozial- bzw. Gesellschaftsgeschichte ist jedoch befähigt, aus dieser vielfältig bedingten Krise wieder herauszuführen und der Historie gute Chancen für die Zukunft zu bieten. Dieser Optimismus kann sich auf mehrere Argumente stützen. Hervorgehoben sei zunächst die Tatsache, daß der Historiker trotz der offenkundigen Konkurrenz mit den Sozialwissenschaften in der Analyse der Gegenwart einen wichtigen Beitrag zu leisten vermag, der nur von ihm erbracht werden kann. Diese Fähigkeit beruht auf der einzig und allein dem Geschichtswissenschaftler reservierten Tätigkeit, sich mit vergangenen Epochen wissenschaftlich zu beschäftigen. Erst durch diese Tätigkeit, wofür er sich freilich ein zum Teil sehr schwieriges methodisches Instrumentarium aneignen muß, gewinnt er nicht nur die nötige Distanz zur Gegenwart, sondern auch neue Aspekte für den Bedingungszusammenhang in der gegenwärtigen Situation. Auf diese Weise ist der Historiker in der Lage, die unsere Gegenwart bestimmenden Faktoren so weit wie möglich in ihrer Gesamtheit zu erkennen und vor allem durch die Kenntnis über die Lebensdauer bestimmter Faktoren im Verlaufe der Geschichte genauere Angaben über die Wichtigkeit der jeweiligen Faktoren zu machen, also nicht nur die Quantität der einzelnen Elemente im Bedingungszusammenhang unserer Gegenwart zu ermitteln, sondern auch deren Qualität in den Griff zu bekommen. Die Überlegenheit des Historikers über den der Gegenwart ausgelieferten Sozialwissenschaftler gründet also darauf, daß er im Unterschied zu diesem die Kontinuität, den Wandel und die Veränderbarkeit im gesellschaftlich-politischen Bereich wirklichkeitsbezogener und daher gründlicher erfassen kann.

Durch den ständigen Nachweis der Bedingtheiten historischer Phänomene berücksichtigt die Geschichtswissenschaft notwendigerweise das Moment der Veränderung und Veränderbarkeit auch innerhalb unserer Gegenwart und

für die Zukunft, zugleich aber vermag sie durch eine freilich behutsame Einbeziehung soziologischer Denkkategorien – insbesondere durch die Anwendung der typisierenden und strukturalistischen Methode – gesichertere Generalisierungen in langfristigen Perspektiven vorzunehmen. Somit kann sie also auch die wichtigsten Forderungen der modernen Leistungsgesellschaft wie auch der auf Veränderung und innere Demokratisierung drängenden politischen Kräfte mitberücksichtigen. Dieses Eingehen auf die wichtigsten politischen und gesellschaftlichen Trends der Gegenwart bedeutet im Ergebnis nicht eine Bindung der Geschichtswissenschaft an den einen oder anderen politischen Standpunkt, sondern die wissenschaftlich abgesicherte Fähigkeit zur kritischen Mitsprache und so auch zur Vermeidung von Einseitigkeiten in den divergierenden politischen Bestrebungen. Die neukonzipierte Geschichtswissenschaft ist demnach nicht mehr allein auf die mehr oder weniger begründete Hoffnung angewiesen, daß die einseitig auf Beharrung oder auf revolutionäre, dennoch zumeist gegenwartsverhaftete Veränderung abzielenden politischen Bestrebungen sich selbst aufheben, sie kann vielmehr aktiv an deren Aufhebung zu einer humanen Synthese mitwirken.

Durch die bewußte Einbeziehung »der Gesamtheit aller Lebensvorgänge, die mit dem Menschen und den von ihm geschaffenen Gebilden zusammenhängen«, stellt die sozialgeschichtlich orientierte Historie den Menschen in seiner Totalität wieder in den Mittelpunkt, womit sie eben auch seiner Vereinseitigung entgegenwirken kann. Um dies durchführen zu können, ist sie auf eine enge Zusammenarbeit mit den weiteren Humanwissenschaften, insbesondere soweit diese eine historische Dimension besitzen, angewiesen. Andererseits wird sie auch für die Nachbardisziplinen selbst wieder attraktiv, zumal diese auch aus anderen Gründen ein verstärktes Interesse an der Sozialgeschichte entwickeln und sich wieder auf den nur durch historische Analyse faßbaren Bedingungszusammenhang der literarischen bzw. sonstigen Gegenstände ihres Faches besinnen. Sie besitzt also in der Tat gute Aussichten für eine integrative Position unter den Humanwissenschaften.

Nicht zuletzt sei als Argument für den geäußerten Optimismus angeführt, daß die sozial- bzw. gesellschaftsgeschichtlich orientierte Historie mit der akzentuierten Absicht, die Rolle aller sozialen Schichten bzw. Klassen im historischen Geschehen zu berücksichtigen, nicht nur ein weitaus differenzierteres Bild von der jeweiligen Vergangenheit entwickelt. Die Auswirkungen dieser Verfahrensweise beseitigen zugleich die vorhin skizzierte Diskrepanz zwischen der Geschichtsschreibung älteren Typs und den gesellschaftlichen Gegebenheiten der Nachkriegszeit. Während in der früheren Historie vorwiegend die jeweils führenden Schichten und Persönlichkeiten berücksichtigt wurden, ist durch die Einbeziehung aller Schichten auch der Interessenkreis für die neue Geschichtswissenschaft erweitert und eine notwendige Übereinstimmung mit unserer demokratischen Gesellschaftsordnung er-

zielt worden. Solange die Sozialgeschichte die quellenmäßig erkennbaren Bedingungsbeziehungen ihres jeweiligen historischen Gegenstandes ernsthaft erforscht, kann sie weder zu einer »elitären« noch zu einer »proletarischen« Geschichtsschreibung entarten.

So sehr die Historie in den letzten Jahrzehnten auch ihr rationales, wissenschaftliches Instrumentarium verstärkt und verschärft hat, so sehr stößt der Historiker doch immer wieder an die Grenzen der ihm zur Aufgabe gesetzten Rationalität. Er bleibt sich in seiner Arbeit der rational letztlich nicht auflösbaren Komplexität menschlichen Tuns bewußt, das in vielen, oft tiefsten menschlichen Bezügen nicht mehr weiter analysiert, sondern höchstens noch beschrieben werden kann. In diesem inneren Kraftfeld humanen Handelns, das sich dem rationalen Zugriff oft genug entzieht, muß sich auch die Historie den an sie gestellten Ansprüchen auf pragmatische Umsetzbarkeit ihrer Erkenntnisse in die Alltagswelt dieser oder der künftigen Zeit versagen: hier bleibt sie rational zwecklos – wenn man so will – spielerisch ästhetisch menschlicher Luxus. Gerade mit dieser Komponente, die die Brücke zwischen Wissenschaft und Kunst enthält, kann sie wesentlich dazu beitragen, den Menschen aus der zweckrationalen Arbeitswelt herauszuführen und ihn mit den Vielfältigkeiten menschlicher Existenz und der von den Menschen geschaffenen Gebilde vertraut machen.

Die Zukunftsaussichten der Geschichte als Wissenschaft und Form allgemeinen menschlichen Erinnerens sind also keineswegs düster. Die Historie kann sich dabei auch auf ein ursprüngliches Interesse aller Menschen stützen, auf das elementar vorgegebene Interesse an der Endlichkeit und damit auch Geschichtlichkeit der menschlichen Existenz, wie dies Theodor Schieder kürzlich nochmals betont hat: »Der Mensch lebt immer im Angesicht des Todes und Untergangs, und er ist ständig entschlossen, ihrer durch eine Verlängerung der Erinnerung in unendlich erscheinende Vergangenheiten und durch ihre Vorschau in die Zukunft Herr zu werden.« Es ist jenes Interesse, das trotz starker anti- oder ahistorischer Einflüsse der Umwelt und der Maßnahmen der Schul- und Kulturpolitiker erhalten geblieben ist und gegenwärtig offenbar verstärkt durchbricht. Dieses ursprüngliche Interesse ist zugleich der potentielle Ansatzpunkt für Legenden und Ideologien, die ohne die Geschichtswissenschaft als Korrektiv zu einem Rückfall in die Barbarei führen könnten.